Zeitschrift: Schweizer Spiegel

Herausgeber: Guggenbühl und Huber

Band: 9 (1933-1934)

Heft: 3

Artikel: Die Geschichte mit dem Regulator : eine neue Serie des Verfassers des soeben erschienenen Buches "Die Welt ist so schlecht, Fräulein Betty"

Autor: Zaugg, Richard

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1065932

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

DIE GESCHICHTE MIT DEM REGULATOR

von Richard Zanoß

Eine neue Serie des Verfassers des soeben erschienenen Buches „Die Welt ist so schlecht, Fräulein Betty"
Illustriert von Marcel Vidoudez

Es ist bekannt, dass jenen Herren, die von Berufs wegen genötigt sind, die Woche hindurch ihre Mahlzeiten ausserhalb des Hauses einzunehmen, schon der Gedanke an ein gebackenes Huhn, an blaue Forellen und was für andere Leckerbissen die Speisekarte erstklassiger Restaurationen aufzuweisen hat, genügt, um sie mit Abscheu zu erfüllen. Ihr einziger Wunsch für den Sonntags-

tisch ist ein Stück gesottenes Rindfleisch, ehrliches Rindfleisch, dazu, vielleicht, ein Viertelhäuptchen gargekochter Kohl – sonst nichts.

Und wer unsere zürcherische Volksschule, um deren Güte uns Europa, Asien und der grösste Teil der übrigen bewohnten Erde beneidet, vom zurückgelegten sechsten bis zum vierzehnten Altersjahr durchlaufen hat, weiss, dass der berühmte Philosoph Hamann, der dunkle Hamann, der Magus des Nordens, Erholung von seinen geistigen Exerzizien in Gesprächen mit dem Hausdiener eines begüterten Nachbars fand, einem schlichten Menschen, einem Mann aus dem Volke, wie Sie und ich.

Jean Lioba braucht deshalb keine entschuldigenden Worte für die Gewohnheit, sich mit der bescheidenen Inhaberin seiner bescheidenen Pension in Unterhaltungen einzulassen, die selten oder nie akademischen Charakters sind, obschon Lioba Akademiker ist. Nicht nur Akademiker, wie Sie alle es sind und ich, einfache Doktoren oder Doktorsgattinnen einer der vier Fakultäten, sondern aktiver Subalternoffizier im Dienste der Alma mater Turicensis: Privatdozent der Philosophie.

Und selbst wenn Herr Lioba weniger geneigt gewesen wäre, sich mit seiner Logisgeberin in vertrauliche Gespräche einzulassen, als er es in Tat und Wahrheit war, so hätte ihm das wenig genützt, da diese energische Frau fest entschlossen war, für das Geld, das sie von ihren Untermietern erhielt, auch den Anteil an Zerstreuung zu erlangen, ohne welche der Mensch nicht leben kann.

« Meine Mieter sind meine Welt », pflegte sie zu sagen, « mein Brotkorb und mein Kino, meine Sorge und mein Zitherkonzert. Wo glauben Sie denn, Herr Doktor, käme eine Witwe in diesen Krisenzeiten hin, die ihre Vergnügungen ausserhalb des Hauses sucht ? »

* * *

« Es handelt sich um diese Hose, Frau Schüepp », sagte Jean Lioba und streckte ihr das graue, respektable Beinkleid entgegen, das er für seine Vorlesungen und nur für diese trug.

« Sie überraschen mich, Herr Doktor, sind wir wieder soweit ? » rief die Pensionsmutter. Träumerisch liess sie zunächst ihren Blick auf den Hosen ruhen, um ihn dann durch das Küchenfenster auf die hagern, schon halb entlaubten Zwetschgenbäume zu lenken, die zu niemands Freude dem kiesigen Hintergarten des gegenüberliegenden Hauses entsprossen.

« Sie haben recht, Herr Lioba. Es ist Herbst geworden. Die Sommer werden um so kürzer, je älter man wird.

Bald liege ich im Grabe
Mit allem, was ich habe.

wie es in dem Gedicht der Frau Möckel geheissen hat, die vor Ihnen Ihr Zimmer bewohnte. Sie hat das Gedicht an alle Zeitungen geschickt. Aber keine wollte es abdrucken. Und doch hat es sich als richtig herausgestellt. Denn sie ist bald darauf gestorben. Und es war ein trauriges Begräbnis. Sie hat so gut wie nichts hinterlassen. Ein trauriger Gedanke, wenn man daran denkt. Aber alles hat zwei Seiten. Wissen Sie, wen ich heute früh in einem Plüschmantel getroffen habe ? Frau Bosshart ! Die Bosshart in einem Plüschmantel ! Wobei ihr Mann, wie Sie wissen, trinkt. Hochmut kommt zu Fall. So liegt doch auch ein Trost darin, dass wir alle sterben müssen. Ob mit, ob ohne Plüschmantel. »

Nachdenklich nahm sie die Hose aus Herrn Liobas Händen.

« Wann soll sie dann gebügelt sein ? » fragte sie.

« Bis morgen früh ! »

Missbilligend sah sie ihn an.

« Wissen Sie, wie spät es jetzt ist ? Verlassen Sie sich nicht auf die Küchenuhr, es ist fünf vorbei. Wir haben Hochtarif. Es tut mir leid für Sie, bei Hochtarif muss ich Ihnen für das Bügeln 50 Rappen mehr berechnen. Aber lassen wir die Hosen. Ich habe an Sie schon lang eine ernste Frage richten wollen.

Warum, Herr Lioba, haben Sie keinen anständigen Beruf ? »

Herr Lioba blickte beschämt zu Boden.

« Aber ist denn das kein anständiger Beruf: Privatdozent ? »

Frau Schüepp schüttelte den Kopf.

« Es ist nicht unanständig, Privatdozent zu sein. Aber ist es ein Beruf ? Mir streuen Sie keinen Sand in die Augen. Ein Beruf, der es erlaubt, jeden geschlagenen Tag erst um 10 Uhr aufzustehen, ist kein Beruf. Wenn ich nicht wüsste, weil Sie es mir selbst gesagt haben, dass Sie gewissermassen eine geborene Waise sind, so könnte ich es Ihnen nicht verzeihen, dass Sie Privatdozent geworden sind. Ein junger, hübscher, kräftiger Mensch wie Sie ! »

« Ich möchte es, Frau Schüepp, einen wohlbegründeten Zufall nennen, dass ich Privatdozent geworden bin. Im übrigen, wenn Sie es schon wissen wollen, ist die Sache die : ich wurde nicht Privatdozent, um es zu bleiben. Es ist für mich Wartezeit. Nicht auf eine Professur, wie vielleicht Sie, vor allem aber andere denken. Ich wählte diesen Beruf gerade, weil es kein richtiger Beruf ist. Ich bin nicht in erster Linie Privatdozent, sondern Philosoph. Und Philosoph sein heisst, den Sinn des Lebens ergründen.

Die Brahmanen, Frau Schüepp, pflegen bis zum vierzigsten Lebensjahr in der Welt zu leben, Kühe zu erwerben und Söhne zu erzeugen. Dann ziehen sie sich in irgendeinen Wald zurück, um über den Sinn des Lebens nachzudenken. Ich mache es umgekehrt. Ich versuche zuerst den Sinn des Lebens zu ergründen, um mich dann geläutert und gefestigt in den Strudel der Welt zu werfen. »

Frau Schüepp betrachtete ihren Untermieter nachdenklich.

« Wir haben keine Brahmanen in der Familie; aber eines ist für mich sicher : Diese Brahmanen haben das gesundere Prinzip als Sie : zuerst die Kühe und dann das Vergnügen. »

* * *

Die Morgenstunden, die Gold im Munde haben, sind nicht für die Vorlesungen von Privatdozenten bestimmt. Es ist das Vorrecht ordentlicher Professoren, sie zu belegen. Der Takt verlangt von einem Privatdozenten, seine Vorlesungen an den untern Rand des Stundenplanes zu verlegen.

Als deshalb die Strahlen der aufgehenden Sonne zwar nicht direkt in das Zimmer des Herrn Lioba fielen (da dieses gegen Westen lag), aber deren belebendes Licht immerhin genügte, ihn gegen 9 Uhr aus dem Schlummer zu wecken, stürzte er sich nicht, wie sein erster Impuls war, in die bereitliegende, frischgeplättete Hose, sondern zog die Decke über den Kopf und versuchte es mit einem kleinen Nachschlummer. Seine erste Vorlesung im neuen Semester begann um Vier. Aber es gelang ihm nicht mehr, einzuschlafen.

Obschon er Frau Schüepp mit den Ausführungen über seinen Privatdozentenberuf die Wahrheit gesagt hatte, so war es doch nur die halbe Wahrheit. Die erste Stunde des neuen Semesters war für ihn stets ein Ereignis, dem er nicht anders als immer wieder mit neuen Erwartungen und Hoffnungen begegnen konnte. Er entschloss sich, den Morgen mit Vorbereitungen für seine Vorlesung zu verbringen. Er liess sich von Frau Schüepp mit dem Frühstück vom Arbeitstisch ein dickes Kollegienheft ans Bett bringen, das den schriftlichen Niederschlag seiner Gedanken über Eduard von Hartmanns « Erläuterungen zur Metaphysik des Unterbewussten mit besonderer Rücksicht auf den Panlogismus » enthielt. Seinen von einem traumlosen Schlummer erfrischten Sinnen wollte es beim ersten Durchblättern des Manuskriptes schwer einleuchten, warum er für seine Vorlesung gerade diesen, ihn persönlich wenig berührenden Stoff gewählt habe. Aber je tiefer er sich in die Lektüre seiner eigenen Arbeit verlor, um so klarer wurde es ihm wieder, dass man von Privatdozenten durchaus nicht die Verkündigung eines eigenen philosophischen Bekenntnisses erwartet und noch

weniger wünscht, sondern dass er in gewissenhafter Kleinarbeit Gebiete zu beackern hat, die von anerkannten Autoritäten seit Jahrzehnten durchgepflügt sind. Der Verzicht auf den Vortrag einer eigenen Philosophie fiel Jean Lioba leicht, da er über eine solche nicht verfügte. Die Umrisse seines weltanschaulichen Systems, welchem er den Namen « Philosophie des wohlbegründeten Zufalls » zu geben beabsichtigte, waren noch schattenhaft und unbestimmt.

Warum Lioba gerade auf Eduard von Hartmann gefallen war, hatte innere Gründe. Ein äusserer Anlass war, dass dieser Denker den Vorteil aufwies, seit mehreren Jahrzehnten tot und begraben zu sein, was gegenwärtig bei einem deutschen Philosophen die einzige zuverlässige Garantie bedeutet, an ihm keine Überraschungen zu erleben. Es hätte ihn eigentlich gelockt, für seine Vorlesung eine interessante Theorie eines neuern Philosophen zu behandeln. Aber ein schrecklicher Gedanke hatte ihn davon abgehalten. Wie hätte es ihm zumute sein müssen, wenn er dann plötzlich in einem Auszug aus einem Artikel des Süddeutschen Beobachters eine Notiz wie etwa die folgende gefunden hätte :

« Gestern nachmittag trat der Philosophensturm der Universität Freiburg i. B. zum Geländesport an. Es war ein herzerfreuender Anblick, die alten, schon ergrauten Herren im Stechschritt, die Reihe fest geschlossen, an unserm verehrten S A-Führer Schwenkel vorbeimarschieren zu sehen. Vor allem ergreifend war es, den neuen Rektor, Martin Heidegger, zu beobachten, der an der Spitze des Sturmes die Beine nicht höher als jeder andere schlug. Manch altem Frontkämpfer trieb dieses Bild eine vereinzelte Träne ins Auge. Dies hätte er doch nicht für möglich gehalten. »

* * *

Die wohlwollenden mütterlichen Gefühle, die Frau Schüepp ihrem Untermieter Lioba entgegenbrachte, hatten ihr Urteilsvermögen nicht getrübt. Jean Lioba w a r ein hübscher Mann: hochblonde, seidenweiche Haare, dattelbraune Augen mit schwarzen Brauen, die das Weiss seiner gut gebauten, hohen und breiten Stirn zur Geltung brachten, vereinten sich mit dem männlich umfangreichen Mund, den leicht wollüstigen und ironischen Lippen, die kräftige und sehr weisse Zähne durchschimmern liessen, und dem Mittelstück einer zarten, etwas abgerundeten Nase mit beweglichen Flügeln zu einem sympathischen Gesamtbild. Der gute Eindruck, den es auf jeden Unbefangenen machen musste, wurde nur leider durch einen Umstand beeinträchtigt : den, dass Lioba einen Bart trug, dessen Spärlichkeit und rötlicher Schimmer alles verdarb und ihn als den Kindskopf erscheinen liess, der er war und doch nicht war.

Er befand sich auf dem Wege zur Universität. Er fühlte sich leicht und jugendfroh. Er drückte die kleine Ledertasche, die das Konzept seiner Vorlesung enthielt, liebevoll an den hagern Körper und strebte in grossen Schritten der Seefeldstrasse entlang dem Bellevueplatz zu, wo er die Elektrische zur Hochschule zu benützen gedachte.

Aber die Uhr im Wartehäuschen zeigte ihm, dass er seine Eile mässigen musste, wenn er nicht eine volle halbe Stunde zu früh den Ort seiner Bestimmung erreichen wollte. Er würde zu Fuss gehen, dachte er sich, schwenkte quer über den Platz in die Rämistrasse, kam ins Schlendern und Träumen :

Wie, wenn er heute in seinem Auditorium statt der gewohnten Zahl von sechs bis acht Hörern deren zehn vorfinden würde ? Zehn ! Warum nicht zwanzig, dreissig ! Wie, wenn er nun vor seinem Auditorium eine aufgeregte Menge von Studenten und Studentinnen sähe, die, teils resigniert, teils empört, hartnäckige aber nutzlose Versuche unternähme, in dem vollgepfropften Raume noch Platz zu finden ? Wenn Herr Schär, der sympathische Student, der schon seit drei Semestern seine Vorlesungen regelmässig belegt und besucht hatte, sich

in freudiger Aufregung auf ihn zustürzen würde :

« Herr Doktor, es ist ausgeschlossen, wir brauchen ein grösseres Auditorium ! Ich habe mit dem Hauswart gesprochen, Nummer 20 ist frei. »

Wenn er im Triumph in Nummer 20 einziehen würde, nur um zu sehen, dass auch dieser Raum die Scharen der immer dichter anrückenden Besucher unmöglich fassen könnte ! Wenn schliesslich der hilflose Hauswart, trotz Einsprache des Herrn Universitätssekretärs, das Auditorium Maximum öffnen liesse? Er von vier kräftigen Studenten auf die Schulter gehoben, ans Katheder getragen würde und dort unter dem tosenden Beifallsgetrampel von tausend begeisterten Füssen das Wort ergriffe, nur um sofort wieder niedergeschrien zu werden : Lioba, Lioba ! Dass es ihm endlich doch gelingen würde, den Sturm der Begeisterung durch die magische Macht seiner trotz aller Ergriffenheit kristallklaren Stimme zu beschwören :

« Meine Damen und Herren, so sehr mich der stürmische Empfang, den Sie mir bereiten, freut, und für den ich Ihnen aus übervollem und demütigem Herzen danke, glaube ich dennoch der Hoffnung Ausdruck geben zu müssen, dass nicht die Tatsache allein, dass heute endlich ein Schweizer zu Schweizern und ein Junger zu Jungen spricht, die Ursache Ihrer Begeisterung ist, sondern Ihre Überzeugung, dass der Vortragende Ihnen anderes und mehr zu sagen hat, als das Thema meiner angekündigten Vorlesung entspricht.

Meine Damen und Herren, Sie haben sich nicht getäuscht, meine Vorlesung wird, Ankündigung hin oder her, nichts mit den Erläuterungen zur Metaphysik des Unterbewussten mit besonderer Rücksicht auf den Panlogismus zu tun haben. Was ich Ihnen vortragen werde, ist : Die Philosophie des wohlbegründeten Zufalls. »

Und an dem, dem beispiellosen Erfolg dieser Vorlesung folgenden Tage würde eine dreiköpfige Delegation des Erziehungsrates vorsprechen, um ihn zu bewegen, die ehrenvolle Wahl zur ordentlichen Professur anzunehmen. Er würde sich Bedenkzeit erbitten, da sein eigentliches Ziel nicht Philosophie zu lehren, sondern Philosophie zu leben sei.

Einige massgebende Herren aus Bern würden erscheinen, um ihn für die Universität der Bundeshauptstadt zu gewinnen, die sich allerdings, nachdem sie von der runden Summe hörten, welche Zürich für ihn aufzuwenden gewillt ist, kleinlaut zurückzögen. Wohingegen aus Basel ein Angebot einträfe, welches das Zürcherische noch um ein Bedeutendes übersteigen würde, da einige Freunde der Universität die nötige Summe für diesen Spezialfall gern bereit gestellt hätten. Er aber würde es ablehnen, des schnöden Geldes wegen Zürich den Rücken zu kehren, worauf ihm der zürcherische Regierungsrat in Anerkennung seiner Selbstentäusserung freiwillig den gleichen Gehalt wie den in Basel zuspräche . . .

In solchen und ähnlichen angenehmen Gedanken hatte Herr Lioba die Universität erreicht. Lächelnd durchschritt er die hohe Eintrittshalle und kehrte erst zur Wirklichkeit zurück, als er sich vor seinem gewohnten Auditorium des Hutes und Mantels entledigt hatte und dieses betrat. Eilends schritt er zum Katheder, nahm geräuschlos sein Konzept aus der Ledermappe, rückte die Weste seines grauen Sacco-Anzuges zurecht und begann bescheiden, mit wohlklingender, nur etwas müder Stimme :

« Meine Damen und Herren ! Eduard von Hartmann wurde, wie Sie wissen, am 23. Februar 1842 in Berlin geboren. 1865 nahm er seinen Abschied als preussischer Offizier, um sich ausschliesslich seinen philosophischen Studien zu widmen. Er sieht das Wesen der Welt weder im blinden Willen Schopenhauers, noch in der logischen Idee Hegels, sondern in unbewusstem Geist, einer Einheit beider Gegensätze. Die Grundgedanken seines Werkes « Erläuterungen zur Metaphysik des Unterbewussten mit besonderer Rück-

sicht auf den Panlogismus » haben sich in der neuesten Geschichte der Philosophie als äusserst fruchtbar erwiesen.

Meine Damen und Herren ... »

Seine Augen glitten über die Hörerschaft. Da sass in der Tat der wackere Student Schär, seine Gönnerin Frau Rappold, der Russe Paganovitch und acht unbekannte junge Leute, männlichen und weiblichen Geschlechts. Das machte immerhin zwölf Personen, die Hälfte mehr als das letzte Semester. Nur würde es eben wieder so wie immer sein, dass Blindgänger dabei waren, Meteoren, die kamen und verschwanden. Verschiedentlich ruhten seine Augen starr auf zwei jungen Damen des Auditoriums, die ihn unverwandt und lächelnd musterten, ohne die Essenz seiner Ausführungen in stenographischen Notizen niederzulegen.

Nach der Vorlesung wartete er auf Frau Rappold.

« Ich finde, Sie haben heute aussergewöhnlich interessant gesprochen, Herr Doktor », rief sie ihm zu, bevor er sie begrüssen konnte. « Aber sagen Sie mir, wer waren die beiden jungen Damen, die neben mir sassen ? Und warum haben Sie dieselben so auffällig fixiert ? »

« Habe ich sie fixiert, Frau Rappold ? Ich möchte, Sie behielten recht. Aber ich fürchte, Sie werden schon am nächsten Donnerstag feststellen können, dass es mir nicht gelungen ist, sie zu fixieren. Die beiden Damen gehören zu jener Sorte Studentinnen, die ich nie an meine Vorlesungen fesseln kann. Was mir bleibt, ist, aus ihrem in der Regel nur einmaligen Gastspiel das Bestmögliche zu machen. Meine einzigen zuverlässigen Hörer sind Sie, Herr Schär und drei, vier, jedes Semester wechselnde junge Studenten, die, frisch von einer ländlichen Mittelschule weg, von einem Wissensdurst erfüllt sind, der so unbändig ist, dass sie ihn durch die obligatorischen Vorlesungen nicht sättigen zu können glauben. Unverdorbene Menschen, die gleichzeitig gutherzig genug sind, um in einem belegten Kolleg bis zum bittern Ende durchzuhalten. Und dann natürlich dieser Paganovitch. Den bleichen Russen in der vordersten Bank. Er besucht alle meine Vorlesungen, und was schlimmer ist, alle meine Seminarübungen. Er ist wahnsinnig, müssen Sie wissen. Er behauptet, dazu auserlesen gewesen zu sein, 1917 im plombierten Zuge mit Lenin nach Russland zu fahren. Aber er habe zu Hause seinen Koffer vergessen. Und als er schliesslich anrückte, sei der Zug schon plombiert gewesen. Die einzige Hoffnung, die Paganovitch das Leben lebenswert erscheinen lässt, ist, dass die Zeit für einen zweiten plombierten Zug nach Russland kommen wird, und dann würde er seine Koffer nicht vergessen. Ich hoffe es für ihn und mich. »

« Die Russen sind interessante Menschen. Aber sagen Sie, warum haben Sie uns in der letzten Zeit so völlig im Stiche gelassen ? »

Die Antwort Liobas klang etwas unbestimmt.

Die Wahrheit war, dass Herr Lioba seine regelmässigen Besuche bei der Familie Rappold mit ihrer vorzüglichen Küche und dem gepflegten Keller und noch einem andern, ihm vielleicht selbst nicht ganz bewussten Anziehungspunkt, schmerzlich vermisste. Der Verkehr mit dieser wohlhabenden und ihm wohlgesinnten Familie war für ihn zu einer fast unentbehrlichen Gewohnheit geworden. Aber beim letzten Besuch hatte ihn Herr Rappold schwer verletzt. Es hatte damals Sauerkraut gegeben, Büchsenfrankfurterli und Kartoffeln. Ein etwas einfaches Mahl, da die Köchin gerade in den Ferien weilte. Frau Rappold war es nicht recht gewesen. Sie hatte gefragt, ob sie nicht noch den neuen Bündnerrohschinken holen lassen soll. Die Frage war an Lioba gerichtet gewesen. Aber Herr Rappold hatte für ihn geantwortet, kurz und trokken : Nein, es sei nicht nötig. Das hatte seine empfindsame Seele schwer getroffen. Und nach langen Überlegungen war er zum Schlusse gekommen, dass es für den Armen, ohne Kränkungen und Beleidigungen zu erfahren, unmöglich ist, mit den Reichen in freundschaftlichem

Verkehr zu stehen, und er hatte die Konsequenz aus diesem uralten Satze praktischer Philosophie gezogen. Aber als ihn Frau Rappold nun mit der alten Herzlichkeit dringend aufforderte, sie doch nicht im Stiche zu lassen, wurde er schwach und versprach, seine Besuche in Bälde wieder aufzunehmen.

* * *

« Ich bin weitherzig, Herr Lioba, und Sie wissen es », sagte Frau Schüepp. «Ich habe schliesslich nichts dagegen, wenn einen Herrn einmal seine eigene alte Mutter besucht. Ich nehme die Folgen auf mich. Aber Herren mit anderweitigem Damenbesuch fallen als Mieter ausser Betracht. Herren mit Herrenbesuch kommen erst recht nicht in Frage. Und nun sagen Sie selbst, Sie als Philosoph, was bleibt ! »

« Ich denke wenig genug. »

« Soweit das Wenig geht, denken Sie richtig. Aber was das Genug betrifft, täuschen Sie sich. Ich bin eine anständige Pension. Aber wenn es so weiter geht, bleibt mir nichts anderes übrig, als entweder auf die Pension oder auf den Anstand zu verzichten. Die Pension aufzugeben vermag ich nicht. »

« Den Anstand können Sie, so wie ich Sie kenne, noch viel weniger aufgeben», rief Herr Lioba aus.

« Der Mensch sieht, was er kann, erst wenn er muss. Was ich damit meine, würde Ihnen am besten durch meine Geschichte mit dem Regulator klar. »

« Erzählen Sie mir die Geschichte ! »

« Ich ehre und schätze Sie, Herr Doktor », sagte Frau Schüepp, « aber ich bin zu taktvoll, um Sie heute schon in meine Intimitäten zu verwickeln. Hingegen, wenn Sie ohnehin noch einen kleinen Spaziergang vorhaben, sind Sie vielleicht so gut, mir diese zwei Offerten einzuwerfen. Die eine ist die Antwort auf das Inserat eines pensionierten Beamten, die andere für einen seriösen Herrn, der ein Zimmer sucht. »

Herr Lioba hatte eigentlich keinen Spaziergang vor, sondern die Absicht gehabt, die lauschigen Stunden des späten Nachmittags gemütlich auf seinem Zimmer mit Meditationen auszufüllen. Aber er nahm die zwei Briefe, hüllte sich in seinen Wintermantel, der noch kräftig nach mottenvernichtenden Chemikalien roch, und machte sich auf den Weg.

Auf der Bahnhofstrasse tauchte er sich wohlgefällig in das Licht der neuen elektrischen Kandelaber, welche die Stadtverwaltung eben erst aufgestellt hatte, gleichzeitig um das Bild der Hauptstrasse zu verschönern und die Wirtschaft anzukurbeln.

Liebevoll und wahllos musterte er die Auslagen der Geschäfte : Damenstrümpfe und Herrenuhren, Konfektion, die jeden Massanzug in den Schatten stellt, Photoutensilien und Gegenstände für den neuzeitlichen Haushalt. Schliesslich wurde er wieder, wie schon oft, von den Schaufenstern eines Kunstgeschäftes in den Bann gezogen, dessen Aufgabe es schien, den Heimstätten wohlhabender Zürcher-Kaufleute mit schlechten alten Meistern den Nymbus der kulturellen Tradition zu verleihen, der ihnen fehlt. Alte Schwarten unbestimmter Herkunft, aber alle echt Öl, hingen und standen in diesem Musentempel herum. Für Herrn Lioba war dieser Ort schon mehrmals zur Städte der Erholung geworden. Dieser Kunstsalon erfüllte einen Akt der Gerechtigkeit. Er enthüllte nackt die zwar selbstverständliche, aber ungenügend bekannte Tatsache, dass es auch in frühern Jahrhunderten fünft- und sechstrangige Künstler gab. Ein Tatbestand, der uns ungerechterweise dadurch verheimlicht wird, dass in den Museen nach Vermögen nur jene Stücke malerischer Kultur ausgestellt werden, die geeignet sind, das Minderwertigkeitsgefühl unserer Zeitgenossen zu erwecken.

Herr Lioba überzeugte sich, dass die einladende Tafel « Eintritt und Besichtigung der Gemälde frei » immer noch an der Eingangstür hing und betrat den Laden. Die liebenswürdige junge Dame, der zur Stunde die Aufsicht oblag, erkannte Herrn Lioba. Sie begrüsste ihn

wie einen alten Freund. Er hatte ihr zwar noch nie etwas abgekauft, aber sie zweifelte nicht daran, dass er einmal schwach werden und ihr zu einer Verkaufsprovision verhelfen würde.

Herr Lioba entdeckte nicht viel Neues. Schliesslich aber fiel ihm eine Reihe von Bildern auf, die mit dem Rücken nach vorn, hintereinander gestapelt, in einer Ecke standen.

« Sind das Neuerwerbungen ? » fragte Herr Lioba.

« Diese Bilder gehören zu einer Kollektion, die wir erst diese Woche erworben haben. Es sind die ausgemusterten Exemplare. Es sind schwache Stücke. Sie kommen nicht zum Verkauf. »

Herrn Lioba lockte es, Bilder zu sehen, die nicht für wert gehalten wurden, hier verkauft zu werden. Das Fräulein war gern bereit, sie ihm zu zeigen. Es handelte sich vor allem um Familienporträts, die zwar nicht schlechter gemalt waren als andere, deren Modelle aber nicht ansehnlich genug waren, um eine Ahnengalerie mit Vorteil zu ergänzen. Herr Lioba drang darauf, ein Gemälde näher zu besichtigen, das die Verkäuferin kurzweg überschlagen wollte.

« Dieses Bild gefällt mir », sagte er. Er trug es zusammen mit der Verkäuferin in den besser beleuchteten vordern Verkaufsraum, stellte es an die Wand und setzte sich ihm in einem Klubfauteuil schräg gegenüber.

Er versank in tiefes Nachdenken. Die Verkäuferin blieb zunächst verwundert stehen und verliess ihn dann achselzuckend. Das Bild stellte das wohlgelungene Porträt einer Dame in den besten Sechzigerjahren dar : ein volles, leicht aufgedunsenes Gesicht, beherrscht von einer einst kühnen Nase, gemildert durch den matten Glanz zweier leicht vorstehender, grosser, dunkler Augen, die mütterlich mild und dennoch entschlossen über den weitausladenden Busen Herrn Lioba vorwurfsvoll betrachteten. Den etwas eingesunkenen, aber immer noch stolzen Hals schmückte eine Perlenkette. Den Buseneinsatz hielt eine jener grossen goldenen Broschen zusammen, die wir von unsern Grossmüttern her kennen. Nur war diese hier noch grösser und reicher. Die nicht eben schlanken, aber mütterlichen Hände der Frau waren mit einer Anzahl von so offensichtlich kostbaren Ringen bedeckt, dass der Ertrag dieses Schmuckes allein in einem Notfall genügt hätte, eine selbst weitverzweigte Familie für einige Zeit über Wasser zu halten.

Herr Lioba war fasziniert und beschämt. Hier stand er dem lebensnahen Bilde der heute in einem unserer Nachbarländer vielverleugneten jüdischen Grossmutter gegenüber. Er nahm den Hut ab, den er der Kühle des Raumes wegen bis jetzt aufbehalten hatte, und neigte sein blondes Haupt vor der ehrwürdigen Matrone.

« Ein Volk, das solche Grossmütter besitzt », rief er nach innen gerichtet aus, « kann nie zugrunde gehen ! »

« Das Bild ist eigentlich, wie ich Ihnen schon sagte, nicht für den Verkauf bestimmt. Aber wenn Sie es haben wollen, so ist schon der echte Rahmen allein mit 50 Franken nicht zu teuer berechnet », erklärte ihm die Verkäuferin etwas verächtlich.

« Packen Sie es mir sofort ein », sagte Herr Lioba, « ich nehme das Bild gleich mit ! »

Frau Schüepp war es nicht gewohnt, ihren Mieter Lioba mit umfangreichen Paketen nach Hause kommen zu sehen. Der aussergewöhnliche Umstand liess sie für den Augenblick einen Ärger vergessen, der, im Zusammenhang mit Herrn Lioba stehend, ihre letzte Stunde verbittert hatte. Sie holte prompt die gewünschte Schere, ihre Nagelkiste, die Schnurschachtel und den Hammer, um hinter das Geheimnis des Paketes zu gelangen.

Als das Bild majestätisch an der Wand hing, rief Herr Lioba entzückt aus :

« Hier hängt sie, wie sie lebt und webt ! »

« Ist es Ihre Grossmutter ? » fragte Frau Schüepp betreten.

« Nein, aber die Grossmutter eines grossen Volkes. »

« Was hat diese Person für Sie getan, dass Sie sie in meinem Zimmer aufhängen müssen ? »

« Es ist mein Zimmer ! Den persönlichen Lebenslauf dieser Dame kenne ich nicht. Aber ihr Bild ist ein Symbol. Indem ich es aufhänge, erfülle ich einen Akt ausgleichender Gerechtigkeit, wie es die Denkmäler der unbekannten Soldaten tun. Es ist die Ehrung einer vielverdienten, zu Unrecht verleugneten Heldin des Alltags. »

« Wenn Sie eine Heldin des Alltags aufhängen wollen, so hängen Sie lieber mich auf, statt eine unbekannte Person ! Dann wissen Sie wenigstens, wenn Sie abends nach Hause kommen, wer an der Wand hängt. »

Frau Schüepp war gekränkt, und diese Kränkung rief eine andere Kränkung in ihr Gedächtnis zurück.

« Es ist ein Brief für Sie gekommen, ein Chargébrief ! »

Sie wartete zunächst die Wirkung ihrer Worte ab. Als Frau aus dem Volke war der Empfang eines Chargébriefes für sie ein grosses Ereignis und vor allem eine schwere Herausforderung. Aber als sie feststellte, dass Herr Lioba weder erbleichte, noch in zitternde Aufregung geriet, fuhr sie fort :

« Würden Sie es für möglich halten, dass der Pöstler sich weigerte, mir den Brief auszuhändigen ? Er fragte mich, ob ich den Schein besitze, der mich ermächtigt, eingeschriebene Briefe für Sie in Empfang zu nehmen. Sie können sich denken, dass ich dem die Antwort nicht schuldig geblieben bin. Wenn Sie auf dem Schein bestehen, dann allerdings, Herr Maag, bin ich nicht in der Lage, Ihnen einen solchen vorzuweisen. Aber bin ich bevormundet, oder glauben Sie, ich fresse den Brief ? Das nicht, Frau Schüepp, sagte er. Ihre Unterschrift ist für mich so gut wie Gold. Aber setzen Sie den Fall : der Empfänger bestreitet, den Brief von Ihnen erhalten zu haben, dann sitzen wir beide knietief in der Tinte ! »

« Also haben Sie den Brief nicht ? » fragte Herr Lioba.

« Natürlich habe ich ihn. Pöstler sind schliesslich Ehrenmänner ! »

Frau Schüepp verschwand in der Küche und brachte einen schweren gelben Brief, der die interesseerweckende Aufschrift des Absenders « Städtische Amtsvormundschaft» trug. Sie bestand nicht darauf, während der Öffnung des Briefes dabei zu sein. Sie hoffte, dass es zwischen ihr und Herrn Lioba keine Geheimnisse gab, und wenn es solche geben sollte, dass sie Frau genug war, diese zu lüften. Als sich Jean Lioba allein sah, erbrach er den Umschlag des Briefes. Er enthielt drei Dokumente. Das erste hatte den folgenden Wortlaut :

ERNENNUNGSURKUNDE

Die Vormundschaftsbehörde der Stadt Zürich hat zum Vormunde

über Martha Müller,
geb. am 12. Mai 1932,
von Russikon, Kanton Zürich

bestellt : Dr. Jean Lioba, Privatdozent, Seefeldstr. 97, Zürich 8.

Zürich, den 10. November 1933.
Vormundschaftsbehörde der Stadt Zürich

Der Präsident: Der Sekretär:

Das zweite Schreiben lautete folgendermassen :

Bezirksgericht Zürich
II. Abteilung

Proz. Nr. 1679/1933

Das Gericht hat

in seiner Sitzung vom 8. Oktober 1933, an welcher Teilnahme die Bezirksrichter

Dr. Frick als Vorsitzender, Dr. Beck und L. Egli, sowie der Substitut des Gerichtsschreibers, Dr. Bleuler,

in Sachen

1. Der Frl. Margrit Winkler, Fabrikarbeiterin, geb. 1910, von Russikon (Zürich), wohnhaft Amaliastr. 2, Zürich 3, und
2. der Martha Müller, geb. am 12. Mai 1932, bei Gloor, Mettmenstetten (Zürich)

Klägerinnen

vertreten durch den Beistand der Klägerin Nr. 2 Dr. S. Leu, Amtsvormund der Stadt Zürich, Zürich 1,

gegen

Konrad Sibler, geb. 1895, von Seebach (Zürich), ledig, wohnhaft Krippelstr. 18, Zürich 4,

Beklagter

betreffend

Vaterschaft

hat sich ergeben

usw.

Das dritte Formular enthielt einen Auszug der Paragraphen aus dem Schweizerischen Zivilgesetzbuch, welche die Pflichten eines Vormundes betreffen.

Jean Lioba nahm die neue Würde, die ihm in diesem Schreiben überantwortet war, mit gemischten Gefühlen hin. Einerseits fühlte er sich leicht geschmeichelt, dass ein offenbar wohlbegründeter Zufall dieses Ehrenamt gerade ihm zuteil werden liess. Es war doch gewiss keine Frage, dass zu dieser Funktion nur Bürger berufen wurden, die im Rufe ganz besonderer Achtbarkeit standen. Anderseits zog ihn diese neue Bürde nicht in jene Verwicklungen des profanen Lebens, die er sich vorgenommen hatte zu vermeiden. Herr Lioba hielt es für geraten, für den heutigen Abend auf seine philosophischen Meditationen zu verzichten und die Angelegenheit in aller Ruhe zu überschlafen.

* * *

Als Frau Schüepp am andern Morgen ihrem Mieter das Frühstück wie gewohnt ans Bett brachte, wunderte sie sich, dass Herr Lioba keine Anstalten machte, sie in das Geheimnis des Chargébriefes einzuweihen. Ihre Augen überflogen den Arbeitstisch. Er zeigte keine Spuren eines amtlichen Dokumentes. Sie liess es an dunkeln und weniger dunkeln Andeutungen nicht fehlen. Aber Herr Lioba schien ihre Absicht entweder nicht zu bemerken oder aber gar zu ignorieren. Er verzehrte zierlich und gemütlich seine zwei Buttersemmeln und machte schliesslich so deutliche Vorbereitungen, aufzustehen, dass Frau Schüepp grollend das Zimmer verliess, ohne ihre Neugierde auch nur im mindesten befriedigt zu sehen.

Nach einer knappen Stunde verliess Herr Lioba ungewohnt früh das Haus. Sie stellte sich an das Fenster, um sich von seinem wirklichen Abgang zu überzeugen. Dann schritt sie zur Aufklärungsarbeit. Zunächst nahm sie den Rock zur Hand, den ihr Mieter am vorhergehenden Tage getragen hatte, und durchsuchte die Taschen. Sie ging nicht so hastig zu Werk, dass sie eine Tasche, die sie ohne Erfolg nach dem interessanten Schriftstück durchstöbert hatte, fahren liess, um sich sofort an die Inspektion der nächsten zu machen. Im Gegenteil, sie reinigte die Tasche sorgfältig, wie sie es gewohnt war, allmorgendlich zu tun, von den Papier- und Tabakresten verstümmelter Zigaretten, zerknüllter Kassabons und entwerteter Trambahnscheine. Aber alle die zahlreichen Taschen enthielten das, was sie suchte, nicht. Sie hängte Hose und Rock über den Bügel, versorgte diesen in den Kleiderschrank und machte sich an die Schubladen des Arbeitstisches. Da lag er denn auch, der Brief.

Sie setzte sich auf den Bettrand, um in aller Gemütlichkeit ihr legitimes Interesse zu stillen. Sie entfaltete eines der Dokumente: Bezirksgericht Zürich, las sie, Abteilung II. Proz. Nr. 1679/1933. Das Gericht hat in seiner Sitzung vom ... in Sachen der Fräulein Margrit Winkler, Fabrikarbeiterin und der Martha Müller, Klägerinnen, gegen – aber da hörte sie, wie sich die Wohnungstür öffnete und

Schritte sich dem Zimmer näherten. Sie gab dem Dokument noch einen hastigen Blick und las: betreffend Vaterschaft. Dann steckte sie die Briefe blitzschnell wieder in den Umschlag und klappte die Schublade in dem Moment zu, als Herr Lioba die Tür öffnete.

Frau Schüepp blickte ihn grollend an.

«Es gibt mühsame Mieter, das muss ich schon sagen, meistens bleiben sie solang im Bett, dass man zu keiner anständigen Zeit das Zimmer in Ordnung bringen kann, und wenn sie ein ungerades Mal etwas früher ausgehen, so kommen sie zurück, bevor man mit seiner Sache fertig ist.»

Herr Lioba fühlte sich schuldbewusst.

«Ich habe etwas vergessen, Frau Schüepp.»

Er eilte zu seinem Arbeitstisch, nahm das Dokument an sich, das eben dort verschwunden war, und machte sich schleunigst wieder davon. Herr Lioba war ein gewissenhafter Mensch. Er hatte sich vorgenommen, heute bei der Behörde vorzusprechen, um sich über die Pflichten eines Vormundes genauere Auskunft zu holen.

* * *

Jean Lioba war auf seine Gewohnheit, sich bei der Familie Rappold öfter zweials einmal wöchentlich zu Gaste zu melden, zurückgekommen. Meistens stellte er sich kurz vor dem Mittagessen ein, verabschiedete sich nach dem schwarzen Kaffee zu einem ausgiebigen Spaziergang über die Höhen des Zürichbergs, oder aber er dehnte seinen Besuch je nach eigener Laune und jener der Gastgeberin bis über die Teezeit aus. Er teilte die Unart der Leute, die über viel Zeit und wenig Bekannte verfügen, diese allzu reichlich zu beanspruchen. Er war mit Frau Rappold, die etwa zwanzig Jahre älter war als er, weitläufig verwandt. Seine Tante Ravussin hatte vor vier Jahren Frau Rappold zu der Antrittsvorlesung mitgeschleppt. Sie hatten dann anschliessend an diesen feierlichen Akt die Familienbeziehungen entdeckt, die sie verbanden. Die Neigung Frau Rappolds für geistige Probleme machte ihr die Bekanntschaft des intellektuellen Vetters wert, vor allem aber auch seine grosse Anspruchslosigkeit.

Diese letztere Eigenschaft entwaffnete auch Herrn Rappold zu einer Duldsamkeit, die er andern intellektuellen männlichen und weiblichen Eroberungen seiner Frau gegenüber nicht aufbrachte. Herr Rappold war im Schosse seiner Familie ein schweigsamer Mann. Er liebte es, seine Mahlzeiten ohne viele Worte einzunehmen. Höchstens an seine Tochter richtete er hie und da eine kurze Frage, die diese aber ihrerseits so knapp beantwortete, dass das Gespräch nie weit gedieh. Nach dem Essen pflegte er zu seiner Zigarre die Zeitung zu lesen. Er mischte sich nicht in die geistigen Unterhaltungen ein, die seine Frau mit ihrem Gaste führte. Aber die regelmässige Anwesenheit Liobas war auch ihm zur Gewohnheit geworden. Sein Wohlwollen zeigte sich darin, dass er, wenn seine Frau nicht gerade zur Stelle war, ihm kurze, meist etwas stark pointierte Anekdoten aus seiner geschäftlichen Tätigkeit zum Besten gab und ihm hin und wieder, mehr ironisch als im Ernst, Gelegenheit gab, seine Meinung zu einem der vielfältigen, zurzeit gerade neuesten kommerziellen Pläne abzugeben.

Jean Lioba schätzte an Herrn Rappold die selbstverständliche Erdgebundenheit, die er an sich selbst schmerzlich vermisste, und an Frau Rappold bewunderte er die Leichtfüssigkeit, mit der sie sich über geistige Abgründe bewegte, die ihm völlig abging. Er glaubte, im Hause Rappold eine jener Normalfamilien gefunden zu haben, für die es, aller materiellen und geistigen Sorgen enthoben, keine Konflikte gab. Das Ehepaar Rappold schien ihm äusserst vorteilhaft assortiert. Die Wahrheit der weitverbreiteten Meinung, dass sich gegensätzliche Charaktere in der ehelichen Gemeinschaft durch gegenseitige glückliche Ergänzung am besten vertragen, schien

sich hier an einem lebendigen Beispiel zu bestätigen.

Aber anlässlich seines heutigen Besuches wollte sich das gewohnte Fluidum sorgloser Zufriedenheit nicht einstellen. Die frostige Temperatur des ungemütlichen Dezembertages hatte die massiven Mauern der Villa Rappold nicht respektiert. Ein eisiger Luftzug schien ihm die Räume, aber auch die Bewohner des Hauses zu durchwehen. Lioba war herzlich bereit, die trefflichen Leberchen am Spiesse stillen und dankbaren Gemütes zu geniessen. Aber es kam nicht dazu. Die Leckerbissen blieben ihm im Munde stecken. Das gewohnte Schweigen Herrn Rappolds wirkte heute ungewohnt und verletzend. Das leichte Geplauder der Dame des Hauses klang unnatürlich, und Fräulein Miggi fehlte ganz. Herr Lioba wunderte sich nicht, dass Frau Rappold nach dem Essen die Gesellschaft verliess.

« Ich habe Kopfschmerzen », sagte sie, « ich fühle mich gar nicht gut. Ich hoffe aber, Sie sind zum Tee noch hier. »

Herr Lioba wagte nicht, ihr sein Beileid auszudrücken. Er schlürfte unbehaglich den Kaffee. Die Zigarre, die ihm Herr Rappold finster zugeschoben hatte, schmeckte bitter. Herr Rappold las die Zeitung. Oder tat er nur so, als ob er die Zeitung lesen würde ? Sein Gesicht war seltsam starr, nur die schwulstigen Falten seiner hügeligen Stirne bewegten sich gefahrdrohend.

Herr Rappold legte die Zeitung auf das Rauchtischchen und blickte Lioba scharf und spöttisch ins Gesicht.

« Heiraten Sie nie, Herr Lioba ! Und wenn Sie glauben, unbedingt doch heiraten zu müssen, so nehmen Sie eine Frau, die es zu schätzen weiss, dass Sie ihr das Geld scheffelweise ins Haus schaffen, und die Ihnen daraus nicht noch einen Vorwurf macht, obschon sie es ist, die es vor allem braucht, und die Ihnen zum guten Schlusse noch das eigene Kind entfremdet. »

Jean Lioba fand diese Bemerkung eigentümlich deplaciert; er dachte, wenigstens vorläufig, nicht daran, sich zu verheiraten, noch kam es für ihn nach menschlichem Ermessen je in Frage, von seiner Frau deshalb verachtet zu werden, weil er scheffelweise Geld ins Haus brächte.

Herr Rappold erriet die Gedanken Liobas. Er verzog die Lippen zu einem breiten Lächeln.

« Was ich Ihnen eben gesagt habe, sagte ich Ihnen nur deshalb, weil Ihnen etwas zu sagen auf das gleiche herauskommt, wie wenn ich es niemandem gesagt hätte. »

Herr Rappold verabschiedete sich. Als Lioba draussen den Wagen des Hausherrn anfahren hörte, trat Frau Rappold in das Zimmer. Bleich und erschöpft servierte sie sich ein Tässchen des kalten Kaffees und sagte :

« Es ist schwer für eine Frau, glauben Sie mir, an der Seite eines Mannes zu leben, der nur für sein Geschäft lebt und für das Innenleben der Frau kein Interesse aufbringt. Ich habe alle Opfer gebracht, die eine Frau überhaupt bringen kann, um ihrem Mann ein Heim zu bieten, das ihm den geistigen Ausgleich gibt, den er so bitter nötig hat. Aber wenn dieser Mann seiner Frau schliesslich noch den Einfluss auf das eigene Kind rauben will ... es geht über meine Kraft, Herr Doktor ! »

Herrn Lioba trat der kalte Schweiss auf die Stirn.

« Betrachten Sie das, was ich Ihnen jetzt verraten habe, als Selbstgespräch ! Fahren Sie mit ? Ich muss in die Stadt. Ich lade Sie aus, wo Sie es wünschen. »

Als Lioba am Bellevueplatz Urlaub nahm, fühlte er sich von dem erlittenen Schock zu schwach, um gleich nach Hause zu gehen. Er lenkte seine Schritte ins Odeon-Café, um bei einer Tasse Tee weiter an der Nuss zu knacken, die ihm dieser Nachmittag in die Hand gespielt hatte.

* * *

Herr Lioba hatte sich vorgenommen, ein gewissenhafter Vormund zu sein. Der

erste Schritt zur Ausführung dieses Vorsatzes war, sein Mündelkind zu besuchen. Er hatte eine Puppe gekauft, um sich gleich im richtigen Licht einzuführen. Diese Puppe verpackte er vor den Augen seiner Logisgeberin zusammen mit einem Buche, das ihm die Zeit auf der Eisenbahn verkürzen sollte, in seine Dozentenmappe.

«Ich reise heute nach Mettmenstetten», sagte er zu Frau Schüepp.

Die Pensionsinhaberin blickte ihn mit Augen, die Bände sprechen sollten und Bände sprachen, an.

« Ich bin nicht Mutter, aber Frau genug, um nachzufühlen, wie es einem zumute ist, wenn man sich unvermutet Mutter fühlt. Ich stelle mir vor, dass es bei einem Vater, obschon Männer weniger feinsinnig sind, ähnlich ist, wenn sie sich Vater fühlen. Obschon es natürlich Väter und Väter gibt. Sie haben in der letzten Zeit, Herr Lioba, so etwas verstohlen Väterliches an sich. Und glauben Sie mir, mein Blick trügt nie ! »

Aber Herr Lioba war allzu eilig, um auf die dunkeln Anspielungen zu achten, oder gar sie zu enträtseln. Er ging ohne zu ahnen, wie tief er Frau Schüepp dadurch verletzt hatte, dass er es unterliess, sie vertrauensvoll in ein Geheimnis einzuweihen, das er selbst nicht kannte.

Seine Mission erwies sich als nicht erfolgreich. Wohl hatte er das Heim, das seine Schutzbefohlene beherbergte, schliesslich gefunden. Er hatte von der Schwelle der Haustür aus auch die durchdringende Stimme seines Mündels zu vernehmen gemeint. Aber weiter war er nicht gekommen. Die handfeste Pflegemutter hatte ihm, als er ihr den Zweck seines Besuches und die Eigenschaft seines Amtes auseinandersetzte, rundweg die Gesetzwidrigkeit seines Vorhabens erklärt.

« Wenn ein Vormund glaubt, dass er eine Pflegemutter inspizieren muss, so ist es Anstand, aber auch Gesetz, dass er sie mindestens drei Tage vorher schriftlich warnt. » Wenn man schon wisse, wie Pflegeeltern schikaniert werden, so seien sie schliesslich doch keine Waisenkinder und genössen obrigkeitlichen Schutz.

Obschon Herr Lioba an das Bestehen eines solchen Gesetzes nicht glaubte, fühlte er sich doch nicht stark genug, seinem Zweifel energischen Ausdruck zu verleihen, und zu handgreiflichen Argumenten fehlte dem friedliebenden Geistesarbeiter jede Lust. Er hatte zu seiner Beschämung sogar versäumt, wenigstens die Puppe abzugeben. So kam er unverrichteter Dinge früher, als es Frau Schüepp erwartet hatte, zurück.

Die Spuren der tiefen Wunde, die er ihr geschlagen hatte, waren noch nicht vernarbt; aber sie empfing ihn gnädiger, als es in ihrer ursprünglichen Absicht gelegen hatte. Der Grund dieser unverdienten Nachsicht war der folgende : Während der Abwesenheit Liobas hatte Fräulein Ravussin angeläutet und ihren Neffen ans Telephon verlangt. Da hatte sie ihr übervolles Herz zu einer Indiskretion verleitet, die sie nun bedauerte.

« Ihr Neffe ist fort », hatte sie gerufen, « fort zu seinem Kinde ! »

Fräulein Ravussin hatte zunächst nicht verstanden. Aber als sie zu verstehen glaubte und um nähere Erklärungen bat, gestand Frau Schüepp, dass sie ihr alles gesagt habe, was sie wisse, und mehr als sie eigentlich wissen dürfe. Frau Schüepp hatte ein schlechtes Gewissen.

* * *

Herr Lioba kam selten mit seiner Tante Ravussin zusammen. Eigentlich nur zweimal im Jahr, an ihrem Geburtstag und dann an Weihnachten. Seit er sich erin-

nern konnte, hatte er den Weihnachtsabend unter dem Christbaum seiner Tante verbracht. Er konnte sich Weihnachten nicht anders vorstellen. Fräulein Ravussin pflegte zur Feier des Heiligen Abends alle greifbaren Nichten und Vettern, die über kein eigenes Heim verfügten, einzuladen. Eine fröhliche und dankbare Tafelrunde! Der Neffe Lioba war ihr geschätztester Gast. Er hatte die Ehre, zu dem Fest in ihrem Auftrag und auf ihre Rechnung die Tirggel zu besorgen, dieses spartanische, spröde und eigenartige Weihnachtsgebäck des Zürchers.

Herr Lioba dachte nichts anderes, als auch dieses Jahr den Heiligen Abend bei seiner Tante zu verbringen. In der Regel läutete sie ihm kurz vor dem Fest an, um ihn mit der Einladung um den Einkauf der Tirggel zu bitten. Als sich die Tante am 24. Dezember nachmittags noch nicht gemeldet hatte, läutete er ihr an.

Er begrüsste seine Tante in der fröhlichsten Feiertagsstimmung. Er traute seinen Ohren nicht, als er Fräulein Ravussin sagen hörte:

« Ich erwarte dich, Jean, selbstverständlich heute abend nicht. Du gehörst heute an einen andern Ort! »

« Nicht dass ich wüsste! »

« Wenn du es wirklich nicht weisst, dann solltest du es doch wissen! » hörte er Fräulein Ravussin mit bebender Stimme antworten.

Das Gespräch war beendigt. Da war kein Zweifel möglich. Fräulein Ravussin hatte den Hörer abgelegt, bevor er ihr antworten konnte. Als er sie nochmals aufrief, um die Erklärung des unverständlichen Verhaltens seiner Tante zu erfahren, tönte ihm das Besetztzeichen entgegen. Als er es ein zweitesmal versuchte, wurde der Hörer zwar abgenommen, aber niemand antwortete ihm. Jean Lioba verliess die Telephonkabine völlig verwirrt. Mechanisch lenkte er seine Schritte nach der Augustinergasse, wo er alljährlich um diese Zeit seine Tirggel für Fräulein Ravussin kaufte. Er wurde sich der Unvernunft seiner Handlung erst bewusst, als er das mit Goldschnüren zierlich verpackte Paket in den Händen hielt.

« Ich werde das Paket Frau Schüepp bringen », dachte er. Er würde schliesslich bei seiner braven Pensionsmutter Weihnachten feiern. Aber als er ihr das Paket übergeben wollte, schaute sie ihn gross und streng an:

« Ich erwarte gegenwärtig nichts mehr von Ihnen. »

« Es sind Tirggel! » stotterte er.

« Das ist gerade das, was ich am allerwenigsten von Ihnen erwarte, Tirggel. Was ich von Ihnen erwarten konnte, musste und durfte, war Vertrauen! Sie aber bringen mir Tirggel! »

Majestätisch wandte sich Frau Schüepp um und verschwand in der Küche.

Das war zuviel für Herrn Lioba. Er schlich davon. Er vergass sogar, für seinen unrühmlichen Auszug den Lift zu benützen. Planlos irrte er auf den Strassen umher, die zunächst noch von Scharen eiliger und freudig bewegter Menschen wimmelte. Als er sich darauf besann, sein kleines Paketchen loszuwerden, stellte er fest, dass es in der Stadt schon einsamer geworden war. Schliesslich entdeckte er noch ein Häuflein Kinder, das eifrig damit beschäftigt war, auf einem nun geräumten Christbaum-Verkaufsstand Tannenzweige zu sammeln. Herr Lioba streckte dem Kleinsten unter ihnen sein Paket hin. Aber das kleine Mädchen wollte nicht zugreifen. Als er ihm freundlich zuredete, die Tirggel doch zu nehmen, antwortete ein grösse-

res Mädchen : « Die Mutter hat gesagt, wir dürfen von fremden Personen keine vergifteten Sachen nehmen ! » Herr Lioba steckte das Paket ohne Rücksicht auf Bruch in seine Manteltasche. Alles war ihm unklar, nur das eine nicht: Er konnte nicht weiter durch die Strassen wandern, er brauchte einen Ort, wo er ruhig sitzen und seine Gedanken sammeln konnte. Er stand gerade vor dem Passage-Café. Er trat ein und liess sich auf einem Polster nieder. Er bestellte Huhn. Er betrachtete das unschuldige Tierchen wehmütig. Es wollte ihm nicht die Kehle hinunter, und obschon die Speisekarte reine Butterküche versprach, schmeckte ihm die Speise ranzig. Als eine melancholische Bulldogge an seinem Tische vorbeistrich, streckte er ihr ein Flügelchen entgegen. Der Hund beroch es, blickte Lioba verächtlich an und kehrte ihm den Rücken zu.

Lioba zog die Stirn kraus und fuhr sich mit den Händen durch die blonde Mähne. Klarheit, Klarheit musste er haben ! Er musste das geheimnisvolle Spiel der ohne Zweifel wohlbegründeten Zufälle, die ihn verfolgten, durchschauen.

Er war noch zu keinem Ziel gekommen, ja sogar noch zu keinem Weg gekommen, der ihm zu diesem Ziele zu bringen versprach, als er ein Geräusch hörte, das ihn aufschauen liess. Ihm gegenüber sass ein Herr, dessen Kommen er nicht beobachtet hatte. Ein fester Fünfziger, mit einem rötlich-blauen vollen Gesicht. Er sah gerade noch, wie dieser Herr einen Gegenstand unter seine Serviette schob, und im gleichen Augenblick hörte er die gedämpften Klänge eines vertrauten Liedes. « Stille Nacht, heilige Nacht », tönte es unter der Serviette hervor. Der Herr fragte ihn ängstlich :

« Hören Sie etwas ? »

Und als Lioba nicht antwortete :
« Es ist eine Spieldose, wissen Sie. Ich habe sie unter die Serviette gesteckt, um Sie nicht zu belästigen. Aber ein Heiliger Abend ohne meine Spieldose ist für mich kein Heiliger Abend. Die Spieldose ist von meiner Mutter, müssen Sie wissen. »

Herr Lioba war zu sehr mit sich selbst beschäftigt, um sich in die offenbar zarte Gemütswelt des Nachbars einzuleben. Er versank wieder in sein dumpfes Brüten. Aber er kam zu keinem Resultat und beschloss, dass es immer noch vernünftiger und angenehmer wäre, sich an einem Abend wie dem heutigen mit dem Herrn neben ihm als nur mit sich selbst zu unterhalten. Zutunlich hob er den Kopf. Aber der Herr sass nicht mehr da. Er entdeckte ihn an einem andern Tisch, neben einer jungen Dame. Die beiden schienen sehr angeregt, und er hatte den Eindruck, dass die Geschichten, die er der Dame erzählte, keine Weihnachtsgeschichten seien.

Herr Lioba war betrübt. Er sah ein, dass er den letzten Anschluss verpasst hatte, den Abend in Gesellschaft zu verbringen. Er nestelte in der Tasche seines Mantels, den er trotz der Bruthitze des Lokals nicht abgelegt hatte, an seinem Tirggelpaket herum und schob von Zeit zu Zeit ein Stückchen dieser spröden Süssigkeit in den Mund.

In der Mitte des Lokals stand gross, bis an die Decke, ein Weihnachtsbaum mit Silberflitter behangen und mit elektrischen Birnen beleuchtet, die Kerzen vortäuschen sollten. Herr Lioba starrte in das vielfältige Licht des Baumes. Je länger er hinschaute, um so mehr schwand ihm das Bewusstsein dafür, wo er sich befand. Er hörte das Stimmengewirr nicht mehr. Er sah nichts mehr, nur noch den Baum. Sogar seine Einsamkeit vergass er. Die elektrischen Birnen verschmolzen in ein grosses Licht, zu dem e i n e n Licht, zum glühenden, flammenden Herzen des Gotteskindes.

Fortsetzung in einer der nächsten Nummern.